

Deutsche Hauspost



Der Fuchs und die Gans.

Zur Gans sprach der Fuchs: „O, wenn ich fragen mag, Was sprichst du doch den ganzen Tag? Du sprichst wohl von besonderen Dingen?“

„Die Wahrheit“, rief sie, „breit ich aus. Was keines weiß heraus zu bringen, Bring ich durch meinen Fleiß heraus, Vom Adler bis zur Hedermaus.“

„Dürst ich“, verlegte der Fuchs, „mit Bitten dich beschweren, So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.“

So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht Und seine Kunst rühmt, bald vor bald rückwärts geht, Sein feines Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht: So ließ die Gans auch den Ast bald auf, bald nieder, Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder Und macht ein sehr gelehrtes Gesicht.

Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht: „Ich diene gern mit meinen Gaben, Denn ich behalte nichts für mich. Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben? Mein, Herr Fuchs, Sie irren sich, Nur zugehört! Sie werden's finden, Denn ich beweise es gleich mit Gründen.“

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht, Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht; Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde, Denn dieses ist es noch nicht ganz, So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde. Betrachten Sie nun Ihren Schwanz, Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich regt, Daß auch Ihr Schwanz sich mit bewegt; Jetzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort, Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort. So oft Sie nach den Hühnern reisen, Daraus sich ich nunmehr den Schluß, Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß; Und dies, Herr Fuchs, was zu beweisen.“

Ja, dieses hat uns noch gefehlt; Wie freu ich mich, daß es bei Tieren Auch große Geister gibt, die alles demonstrieren! Mir hat der Fuchs für ganz gewiß erzählt, „Je minder sie verstehen“, sprach dieses schlaue Vieh, „Um desto mehr beweisen sie.“

Großes Unglück.

Am Waldmoortich, im Uferschiffe, Da rauschelt leis und rüt um Hilfe, Moospeterchen, das gute Wichtlein, Gott dort mit traurigem Gesichtlein, Und stöhnt und klagt zum Steinerbarmen.

Hört nur, wie es erging dem Arment!

Am Waldbach unter jungen Tännlein,

Da wohnte fröhlich unser Mämmlein In einem Höhlchen unterm Moos Seit Jahren still und sorglos, Gar traulich drang der Dämmerstundein.

Von droben in sein Kämmerlein, Wo mit behaglichem Ergraben, Er friedlich sah bei seinen Schächern, Rings umgeben in dem Berstüchlein.

Tag überall in Fröh und Eichen, Was er an lästigen Sommertagen Heimlich zusammen hier getragen, So fingen noch in guter Zeit Vor all dem bösen Winterleid, Da standen Stäbchen voll von Federn, Waldvögelchen, blanken Buchenderrn; Auf roten Lammwollschuppenstüchlein.

Waldbereen und Wacholderstüchlein, Garniert mit frischem Moosgemüß Und Nichtenstüchlein zart und süß, Dabel in grünen Eichennäpfchen Vielwürg'ge Tau- und Regenstüpfchen.

Und noch manch andre ledre Habe Als Winterrost und Herzenslabe, Nun denkt, heut' in der Morgenhelle Tappt er durchs Laub und holt vom Quelle

In eines Finkeneisens Schale Ein frisches Tränkchen sich zum Mahle;

Und als er drauf vergnüglich wieder Zu seinem Höhlchen hing hernieder, Was muß er sein voll Schreck und Graun'?

Ein Jammer war es anzuschauen: Sein ganzes Weilein war zertrübt, Säulen und Stützen rings geleeert.

Geöffnet Trüb- und Schränkchen, Zertrümmert Tisch und Bänkelein, Verschüttet alle Köpfelein, Zerklagen alle Käpfelein, Zerissen seine Köcklein, Zerbrochen seine Söcklein!

Das tat die arge Haselmaus, Auf schlüpfte sie zum Bau hinaus Und ihres Schwanzspitzen Spitze Sah gerad' noch durch die Ritze.

Roll Ingrimm packte er nach ihm — Doch schon verschwand das Ungeheim, Er sah zum Tod bekümmert, Und trostlos sah er jetzt allein Am Waldmoortich auf einem Stein; Da rauscht's von Eselstüpflein nach, Ein silberhelles Stimmchen lacht; Und neben ihm steht Rosentraut, Die holde Eselstüpfleinbraut, Und spricht: „Moospeterchen, was tut's?“

Komm mit, mein Freund, sei guten Muts!

Wis wieder ruft des Finken Schlag, Das Bienlein summt am Weidenhag Und küßchen trägt der Haselstropf, Wohnst du bei mir im Eselstüpfloch.

Schlechte Beispiele verderben gute Sitten.

Vor Jahresfrist etwa las ich von einem australischen Vogel, der sich bisher redlich ernährt hatte von seinen Schnabels Arbeit, indem er Samenkörner aufspicte, oder, wenn Schmalfans Stückenmeister war, fleißig nach Insekten und Gewürmschnappte, später aber das Beispiel eines Raubvogels, welcher, auf dem Fell eines Sammelns sitzend, dessen Wolle zerkaute und die Haut wie das Fleisch des Tieres auffraß, nachahmte und endlich derart Lebens- und Nahrungsweise änderte, daß er ebenfalls Räuber und Fleischfresser, ja der Schrecken der australischen Schafherden wurde.

Merkwürdig; ist so etwas möglich? merdet ihr ausrufen. Sade ich doch daselbe gesagt, als ich das Buch weglegte. Bald sollte ich etwas

ganz ähnliches selbst erleben.

Vor meinem Fenster befindet sich ein mittelgroßes Aquarium, worin neben jungen Weißfischen, Hechten, Sonnenfischen, den winzig kleinen, silberglänzenden Minnows, niedlichen Arten von Schnecken, Fluschnattern und Wasserfliegen auch vier allerliebteste Goldfischchen sich umhertummeln. Dieselben waren bisher die genügigsten Geschöpfe, wie sie überhaupt die billigsten Kostgänger der Welt sind; denn bei einer Ausgabe von einigen Kupfermünzen für Gebäud (Graders) kann man eine hübsche Anzahl dieser Tiere ein ganzes Jahr erhalten.

Zur Fütterungszeit hochten sie begierig nach dem Backwerk und schwammen munter und guter Dinge einer dem anderen nach, wie

beim „Halsch-mich“-Spiel; gefolgt von Weiß- und Sonnenfischen umfreisten sie die Felspartie in der Mitte des Aquariums, daß es anzusehen, war wie ein Fischkarussell. Vor Büchern, welche den Kameraden vorgeworfen wurden, hatten sie eine wahre Furcht und wieder schüchtern ihre Käse. Dieser Zustand der Unschuld währte aber nur so lange, bis zwei junge Schildkröten in dem Wasserbehälter Aufnahme fanden.

Zur Nahrung erhielten die letzteren außer rohem Fleisch auch Fröschelein, welche eben ihre Verwandlung durchgemacht hatten. Obgleich gleich kaum von der Größe eines silbernen Vierteldollars, fastete die eine, eine sogenannte Schnappschilkröte, diese Fröschelein bei den Hinterbeinen, worauf sie anfangs, das Fleisch abzulösen und zu verpeisen, eine Arbeit, die sie niemals alleih verrichtete, denn Eibehesen und Kalk halfen ihr dabei und jagten sich gegenseitig die Beute ab.

Die Goldfische sahen anfangs der Sache ruhig zu, tummelten sich, einander nachjagend, im Aquarium herum, besahen die Höhlen, schlüpfen leicht und gewandt in zierlichen Bindungen unter den Wasserpfannen hin und trieben ihr Kurzweil zur Freude und zum Ergötzen der Zuschauer.

Aber siehe da! Eines schönen Morgens trat ich meine Tugendmutter in der Gesellschaft der verführerischen Schildkröte, welche eben ihr Frischbrot verzehrte, neugierig ein abgelassenes Fröschelein umschwimmend, und eins nach dem anderen mit der Schnauze herlösend, aber dann schnell sich zurückziehend, als ob sie sich selbst über ihre Schönheit wunderte. Den anderen Tag daselbe Schauspiel, nur mit dem Unterschied, daß meine geliebten Tugendhelden doch etwas an dem Fröschelein kippeten und

schnupperten — versteht sich, nur so ein ganz klein wenig — bei Leibe nicht mehr! — aber dafür ihre „Gratlers“ den Spielkameraden überließen. Den nächstfolgenden Tag wiederholte sich daselbe. Doch nein, es war nicht mehr daselbe! Denn aus meinen schüchternen Lieblingen, die, nachdem sie der bedauerlichen Verführung anheimgefallen waren, die abgelassenen Fröschelein noch gar behutsam ausliefen, waren über Nacht vollendete Laugenische geworden; denn ich traf sie eben an, als sie ihrer Ernährerin, der Schildkröte, die Wiesen an dem Schnabel westigsten. Also nicht bloß Lefsermäuler, sondern auch Diebe und undankbare Schlingel waren sie geworden.

Aber betrete Eins nur die schiefen Bahnen des Unrechts, so geht es rasch abwärts ins Verderben. So erging es meinen Goldfischen, und so geschah es, daß die ursprünglich sanften Tierchen eines andern Morgens selbst auf die Fröschelein gar arg zurücktraten, indem zwei der Missetäter je eins seiner Beute fahnen und auftraten. Es war ihr letztes Selbsterlöbnis; denn die verführerische Schildkröte wurde nebst Fleisch und Fröschelein anderswohin verlegt, und meine Goldfische hatten das Nachsehen. Ohne anderweitige gerechte Strafe ging es auch nicht ab; denn die betrogene Ernährerin hatte zwei von den Tagelöhnen die hübschen Schwanzschwänze abgehaut, und zwei Stumpfschwänze erzählten jetzt in meinem Aquarium die Geschichte von vier Goldfischen, welche ursprünglich als liebeswürdige und angenehme Gesellschaftler gemüthlich ihre Mahlzeiten verzehrten, aber, durch schlechte Beispiele verführt, endlich zu Räubern und Mördern wurden und sich dem Fröschelein ergaben.

In der Mühle.

Wenn der Wind geht, Auch die Mühle geht; Wenn der Wind nicht will, Steht die Mühle still.

Die Kinder konnten jeden Tag die Windmühle auf dem Berge sehen, und ihre vier Flügel drehten sich im Winde. Aber sie hatten die Mühle noch nie in der Nähe gesehen. Eines Tages machten sie mit dem Vater einen Spaziergang. Auf dem Wege pflichteten die Väter für die Mutter. Auf dem Felde sahen sie Wälder, die das Korn abmähren. Dann kamen sie zu einer Kirche, davor standen alte Bäume, und rings herum war ein Kirchhof, wo die toten Menschen begraben waren und schliefen. Dann kamen sie durch das

Wald, als sie nun alle so standen, guckte oben aus der Tür von der Mühle der Müllergerelle heraus und sagte: „Wollt ihr euch nicht die Mühle auch einmal von innen ansehen?“ — Die Kinder sahen den Vater an, und der meinte: „Geht nur zu, die Treppe da herauf, aber langsam, und jedes muß sich ordentlich festhalten.“ Da stiegen die Kinder langsam herauf, und der Vater kam hinterher. In der Mühle drehten sich dieäder und mahlen das Korn, so daß es schönes weißes Mehl wurde. Und das Mehl wurde in Sack geschüttet, die standen an den Wänden. „Wo kommt denn das Mehl hin?“ fragten die Kinder.



Dort, rechts und links standen kleine Häuser, und die Leute sagten: „Das bekommt der Bäcker.“ antwortete der Müllergerelle, „der Guten Tag. Als nun der Vater und die Kinder wieder aus dem Dorf herauskamen, sahen sie an der Seite ganz dicht eine große Mühle stehen, und die Flügel drehten sich im Winde. „Ist das unsere Mühle, die wir immer auf dem Berge sehen, wenn wir aus dem Fenster gucken?“ fragten sie. „Ja“, sagte der Vater, und sie gingen nahe heran, aber nur auf einer Seite, wo keine Flügel waren, denn wenn man an die Flügel kommt, schlagen sie den Men-

„Das bekommt der Bäcker.“ antwortete der Müllergerelle, „der Guten Tag. Als nun der Vater und die Kinder wieder aus dem Dorf herauskamen, sahen sie an der Seite ganz dicht eine große Mühle stehen, und die Flügel drehten sich im Winde. „Ist das unsere Mühle, die wir immer auf dem Berge sehen, wenn wir aus dem Fenster gucken?“ fragten sie. „Ja“, sagte der Vater, und sie gingen nahe heran, aber nur auf einer Seite, wo keine Flügel waren, denn wenn man an die Flügel kommt, schlagen sie den Men-

Im Frauenkreise.

Statistik.

Die Statistik ist ein eminent wichtiger Faktor im staatswirtschaftlichen Betriebe. Sie ist von größter Wichtigkeit, denn sie gewährt untrüglichen Ueberblick über alles, was das Wohl und Wehe eines Volkes umschließt, und über das Volk selbst und all sein Tun und Lassen.

Helles Staunen muß uns erfüllen, wenn wir die rastlose, mühevollen Tätigkeit der Statistiker betrachten, aufrichtige Bewunderung vor so viel Wissen und Können. Was doch nicht alles unter ihre prüfende Sonde gerät! Da ist nichts so groß, nichts so gering, sie zerlegen, zerstückeln, zerlegen alles und formen ein neues Ganzes daraus, Klipp und Klar, Schwarz auf Weiß, und tun uns eine ganz neue Welt auf.

So unentbehrlich notwendig und wertvoll die Statistik ist für den Staat, so interessant ist sie für den Wissbegierigen, so wichtig für den Gebildeten und folibar für Industrie und Handel. Im täglichen Leben aber können solche Statistiken mandamental unbenutzt werden. Wenn uns ein Nörgler, der den Splitter im fremden und nicht den Balken im eigenen Auge sieht, offen Eristes vorredet, wieviel Geld wir eigentlich nutzlos verschwenden, wenn wir nur täglich fünf Centes für Candies und dergleichen ausgeben und wenn er uns vorhält, daß diese geringe Summe in 100 Jahren 1825 Dollars ausmache, so nögen wir wohl lächelnd darüber hinweggehen; denn wir wissen, daß es zum Ausgeben der so beträchtlichen Summe ja doch niemals kommen wird, weil wir eben nicht 100 Jahre lang Candies genießen werden.

Schlimmer ist es, wenn ein ebenso genauer Gröbler dem leidenschaftlichen Raucher sein Tabaksum in riesig anlaufenden Zahlen vor Augen hält; da kann es wohl geschehen, daß der angegriffene Raucher darüber aus dem Häuschen gerät. Und nicht minder verliert es für die Hausfrau, die aus eigenem Antriebe spart und frugalt, so gut sie kann, und die lange erwägt, wie sie das Wirtschaftsgeld am besten verwerten könne, wenn mit einemmale ein hyperfluor Sparapostel mathematisch nachweist, daß sie eigentlich eine große Verschwenderin ist. Wehlich man aber die Sache recht, so stellt sich heraus, daß die mathematischen Zahlen wohl ganz richtig sind, daß aber die Rechnung dennoch grundfalsch ist, weil sie auf einer unmöglichen Voraussetzung aufbaut.

So hat jüngst ein Doktor mit Zahlen bewiesen, daß wir alle miteinander nicht zu leben verstehen, und

daß nicht die hohen Lebensmittel, sondern allein wir selbst schuld sind, wenn das Wirtschaftsgeld nicht langt. Und damit wir auch gewiß die Ueberzeugung gewinnen, daß wir unpraktische Hausfrauen sind, rechnet er uns vor, wie wir haushalten müßten, um sogar noch beträchtliche Summen zurücklegen zu können.

Nun lebt dieser Rechenkünstler aber in einem kleinen Städtchen, umgeben von Farmen, und vergißt, daß die Preise der Lebensmittel dort andere sind als in der Großstadt. Die Zahlen, die er aufstellt, beziehen sich hauptsächlich auf Fruchtbiat, und es kann sein, daß im Herbst, wenn die Gartenprodukte am billigsten sind, für eine Mahlzeit, die hauptsächlich aus Obst und Gemüse besteht, die recht bescheidene Summe genügt.

Aber kann das Weib des Fabrikarbeiters, der hart arbeitet und fräftige Nahrung braucht, dem Manne ein so frugales Wahl vorlegen, wie es die niedrigen Zahlen bedingten? Dem Bureauarbeiter, den die folgende Lebensweise zu leichter Kost zwingt, mag sie allenfalls genügen, dem förderlich schwer arbeitenden Mann sicher nicht. Die Zahlen wurden aber aufgestellt, um beiden zur Richtschnur zu dienen.

Ein anderer Arzt rechnete nach, wie viele Kinder jährlich sterben und stellt in Zahlen fest, wie viele davon hätten am Leben bleiben können, wenn sie sorgfältiger behandelt worden wären. Eine solche Aufstellung ist grausam, denn sie ist ein direkter Vorwurf für das betrübte Mutterherz. Welche Mutter wird nicht ihr möglichstes tun, das Kind, dem sie das Leben gegeben hat, mit aller Sorgfalt zu umgeben? Ist nicht der bittere Verlust schmerzlicher genug, muß noch der Stachel des Vorwurfs hinzukommen? Muß noch die Mutter in dem unheilbaren Wahne leben, sie haben den Tod ihres Lieblings selbst verschuldet?

In Zahlen läßt sich eben alles umrechnen, der Wissen im Munde und der Augenbild, den wir dem Leben entzogen haben.

Ein Yale - Professor hat einen Bericht ausgearbeitet, laut welchem sich in Ziffern darstellen läßt, daß durchschnittlich jeder in Amerika lebende Mensch 15 Jahre seines Lebens nutzlos vergeudet. Nun läßt diese Statistik eine Frage offen: Was ist nutzlos? Ist es die Ruhefrühe, die der müdearbeitende Mann nach getaner Arbeit genießt? Ist es die Zeit, die er für seine Mittagspause, seine Körperpflege, seinen Schlaf bedarf? Und lebt jeder um 15 Jahre länger, der ohne

Kraft und Ruhe tagen, tagaus am Werke steht?

O, gewiß, es gibt genug Menschen, die ihr Leben im Nichtstun verträdeln; es gibt solche, die zwar immer geschäftig sind und doch nicht den rechten Nutzen aus ihrem Werke ziehen; manche Stunde könnte besser verwertet werden, aber das ist nicht die Regel. Es sind nicht alle Stunden verloren, die im Nichtstun zugebracht werden.

Am drohlichsten nehmen sich jene Aufzählungen aus, die sich auf ganz natürliche Dinge beziehen, die aber in mathematischer Berechnung wie etwas Ungeheuerliches erscheinen. Da wird uns vorgegerechnet, daß der normale Mensch in durchschnittlichen Alter so und so viele Leben verzeiht, soviel Schweine und Hühner, ganze Säumerhöfe voll Geflügel und hohe Verge von Nahrungsmitteln und man muß eigentlich verwundert fragen, ob es denn so notwendig ist, solche Daten zu wissen, und ob nicht etwa auch diese Zeit nutzlos vergeudet ist, die auf so ich nähelose Arbeit verwendet wurde.

Wir dürfen, wenn wir alles Ueberflüssige ausschneiden wollen, nicht ruhen, nicht schlendern, wir dürfen weder Gesellschaften noch Theater besuchen, kein irrdisches Spiel, keine bewegliche Erholung, nichts wäre statthalt, denn alles raubt uns kostbare Lebensstunden, die sich zu Jahren summieren.

Zu den 15 verlorenen Lebensjahren, die der genannte Yale-Profeßor als verschwendet erachtet, sind auch die Straßenbahn - Fahrten eingerechnet, die in einer Großstadt allerdings viel Zeit rauben. Die städtischen Fahrten nach dem Arbeitsorte haben aber dennoch einige Verredigung. Sie könnten erpart werden, wenn der Mann in der Nähe seiner Arbeitsstätte wohnen würde, doch da die meisten Fabriken und Geschäftsräume, namentlich im Zentrum der Gewerbetätigkeit liegenden, von einer Staub- und ruherfüllten, ungesunden Atmosphäre umgeben sind, und auch die Bureau nicht viel besser daran sind, würde die nahe Wohnung seiner Familie gesundheitslich von großem Nachtheil sein, während die Kinder draußen, in frischer reiner Luft prächtig gedeihen. Wozu dem Manne vorkommen, welches Uebel er seinen Kindern bringt, wenn doch gerade durch dieses Opfer sein Familienglück gefördert wird?

Jedes Ding hat eben zwei Seiten. Staat und Industrie, Wissenschaft und Weltgeschichte können der Statistik nicht entbehren, in beiden Familienkreise ist es zweifellos besser, nicht allzuviel davon zu hören.

Frau Karoline.

Rätsel- und Spielecke.

- Rätsel.**
- Ich wohne zwar in jedem Haus, Doch ich ist immer anders aus. Obwohl mich niemand entgehen kann, Sieht mich nicht kaum im Zimmer an, Sieht nicht mich in der Ecke dort Mit leerem Magen immerfort. Kaum aber bricht der Winter ein, So ruft man gleich die Magd herein, Die klopft mir voll den heißen Magen; Dann sammelt man mich mit Behagen Sich Herr und Frauen und die Kinder.
 - Ich schlaf im Stein; Bin winzig klein; Wenn du mich weidst; Dann muß du sein Behüßam sein. Daß du mich deckst, Geht spritzt der Wind, Das löse Kind, Herzu geschwind Und fahr mich an — Dann ist's getan; Denn riesengroß Und fettschlag Schürz ich dein Haus In Schutt und Graus.
 - Er grüßt dich an der Türe Als Gai; Er schaff dir zum Quartiere die Luft. Er bringt dir aus der Pflanze die Wirt; Er löst dich aus der Kanne den Duff. Du kriegt in deinem Zimmer ein Bett; Er ist gewöhnlich immer honett. Und da du heute bist bloß allein, Wird auch die Rechnung so groß nicht sein.
 - Willst sehen, wer mich kennt, Ich bin ein Instrument; Dem Engel und dem Trachen Muß mich der Künstler machen. Auch hat mich an der Nase Der Bettler und die Nase, Und hebt sich keine Lunge, Ich tus mit meinem Schwünge, Mich hat der Geier und die Wrense,

- Mich hat der Meißer und die Aemse, Und dazu noch ein großer Troch; Die Windmühl und das Königschloß, Die Kirchengur, der Reiterstod; Das Kriegsheer und der Leberrod; Mich hat der Jugend leichtes Kleid, Und endlich hat mich auch die Zeit.
- Ich bin ein Ding, bald groß, bald klein, Ist überall zu Hause, Bei dem Gebet im Kämmerlein, Wie bei dem aröphen Schmause. Am Meichstum klein und groß in Ehr, Leb ich doch stets im Kammer; Am Ballaal bin ich immernehr, Doch in der Ständebemmer. Beim Ergreifen vorne dran, Bei der Betade hinten, Nicht bei der Frau un dnick beim Mann. Doch in der Eh zu finden, Den Trunk, o nein, den lieb ich nicht, Ich hing nur an der Flasche, Was stark so feind mir ins Gesicht? Du hast mich in der Tasche.
- Auf einer großen Weide gehen Viel tausend Schafe silberweh; Wie wir sie heute wandeln sehen, Sah sie der allerälteste Geis.
- Sie altern nie und trinken Leben Aus einem unerschöpflichen Born, Ein Ditt ist ihnen zugegeben Mit schön geboegnem Silberborn.
- Er treibt sie aus zu gelbten Toren, Er überablt sie jede Nacht, Und hat der Kämmer kein verloren, So oft er auch den Weg vollbracht.
- Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten, Ein munter Widder geht voran, Die Herde, konnt du sie mir deuten, Und auch den Hirten zeig mir an!
- Es steht ein Haus mit weißen Hallen, Doch in die Wollen ist gebaut, Was Wölfe liebt man zu ihm wallen, Es schallt von ihren Stimmen laut.
- In einer Tafel reich gekrümmet, Vereintigt sich der Liebe Maß; Von eines Viebes Manz entzückt, Aus einem Becher trinken alle.
- Den Säugling führt mit Kreudenflange Sein erster Weg in dieses Haus, Den Rüngling auf dem schönsten Gange Als Rüngling ein, als Mann heraus.
- Tabel der Wölfe zu ihm gehen, Von keinem wird es je bewahrt, Und keiner hat den Wirt gelehren, Der über diesem Dause thronet.
- Nennt ihr auch die weltbekanntem Geberleichten Müstanten,

- Die im weiten grünen Saal Müßizieren allzumal?
- Daben Alben nicht und Seigen, Fangen auf den grünen Zweigen, Leben alles frisch vom Blatt, Wieses ihr Herr geschrieben hat.
- Daben ihre Luft am Wandern, Gehen von einem Ort zum andern, Ziehen ohne Kieselglug Lustig über Wald und Feld.
- „Gabs geraten!“ Gafis gefangen? Frisch! vor kann mir einen langen? Wer ihn fanat, erhält den Preis, Nicht, wer mir das Rätsel weig.
- Lösung der Rätsel in voriger Nummer:**
1. Ritterhorn.
 2. Raue.
 3. Reiterstod.
 4. Eisenadel.
 5. Gandschube.
 6. Bienenrod.
 7. Gewitterhorn.
- Böse Buchhaden.**
- Bruder Eduard, bitte, hilf, Hör nur meine Schande, Mit dem B und mit dem G Komm' ich nie zu Etande, All die andern haben mich Ausgelacht heut' morgen Wegen dieses bösen G — Ach, das macht mir Sorgen! Gatten heut' ein Lejestüd, — Als ich d'ran gewesen, Denke mir, da habe ich „Aitronat“ gelesen, „Kafokal“ und „Jozosnuß“ Und solch dumme Sachen, Und die ganze Klasse kam Gar nicht aus dem Laden. Nein, das darf nicht länger sein, Eddie, lieber, guter, Komm, du weigt es ja so gut, Hilf dem kleinen Bruder, Sag' es mir noch einmal vor Und ich will anpassen Und die Regel mit dem G Ins Gedächtnis fassen. — Eduard tat's und konnte bald S ihm ins Köpfelein bringen, Daß vor a und o und u C die r k muß flingen; Wollen's drum dem Brüderlein Auch so jallim nicht denken, Sondern selbst vorichtig sein, Es zu unterscheiden.